Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburg, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; Filiale Potsdamer Viertel: Potsdamerstr. 134a; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Blatt „ULK“, der feuilet. Montags-Beilage „Reliquien“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 M. 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate 4 Zeile 50 Pf. („Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41, Potsdamerstr. 134a angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 122. Berlin, Sonnabend, den 8. März 1890. XIX. Jahrgang.

Die Verstaatlichung des Bergbaues.

Der große Bergarbeiter-Ausstand vom vergangenen Jahre hat die gesammte öffentliche Meinung in einer Weise aufgeregt, wie das nur durch ein unvermuthetes Hereinbrechen eines furchtbaren Naturereignisses zu geschehen pflegt. Soziale wie physische Katastrophen haben nun aber das mit einander gemein, daß sie für eine ganze Weile das Denken und Empfinden der Menschen aus den normalen Geleisen hinausdrängen. In solchen Zeiten tiefer Erregung der Gesellschaft werden die absonderlichsten Vorschläge zu Tage gefördert, wie und wodurch in Zukunft der Wiederkehr solcher erschreckenden Ereignisse wirksam vorgebeugt werden könnte. Auch im vorigen Jahre waren gewisse Leute sehr bald mit ihren Verbesserungsvorschlägen im Bergbaubetrieb zur Hand. Sie hatten sofort das Mittel zur Ausstandsverhütung zur Stelle, und dieses lautete ganz einfach: „Verstaatlichung des Bergbaues!“ Namentlich war es die agrarisch-reaktionäre Partei und deren Presse, welche diesen Hilferuf ausstieß. Für diese Gruppe von Politikern ist ja „der Staat“ zur irdischen Vorsehung geworden, und diese hat eben ihres Amtes zu walten. Wir schwimmen nun einmal in diesem Verstaatlichungs-Fahrwasser, und es wird aller Wahrscheinlichkeit nach noch eine geraume Weile dauern, bis wir den Kurs ändern. Wir dürften auch noch manches bittere Lehrgeld zu zahlen gezwungen sein, bis wir wieder zu der Einsicht gelangt sein werden, daß durch die Uebertragung aller sozialen Pflichten auf den Staat nur die sittliche Verantwortlichkeit des Einzelnen aufgehoben wird. Vorläufig kann nichts Anderes geschehen, als daß man bei jeder sich darbietenden Gelegenheit auf die ungeheuren Gefahren aufmerksam macht, welche sich aus dieser Verstaatlichungssucht mit Nothwendigkeit ergeben.

Um aber diesen neuesten Vorschlag der Uebernahme des Bergbaubetriebes auf den Staat einigermaßen plausibel zu machen, haben die genannten Herren Agrarier und Reaktionäre sofort auch das nationale Trommelfell losgepaukt. Sie rangen die Hände und jammerten und wiesen auf die Gefahr hin, die in Zeiten politischer Verwickelungen durch einen Bergmannsausstand entstehen würde. Die Eisenbahnen sind ja heutzutage ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Kriegführung. Was sollte aber daraus entstehen, wenn plötzlich aus Kohlenmangel die Züge eingestellt werden müßten, wenn die Truppenbeförderungen eine Unterbrechung erfahren würden? Man geberdete sich auf jener Verstaatlichungsseite so, als ob wir schon am Rande des nationalen Abgrundes ständen. Das Vaterland sei in Gefahr, wenn der Kohlenbergbau nicht sofort in den Staatsbetrieb überginge. Der Plan zur Ausführung dieses Vorhabens war auch schon fertiggestellt, und Herr v. Fürstenberg-Packisch hatte es sogar ausgerechnet, daß mit der Kleinigkeit von 1125 Millionen Mark die Sache gemacht werden könnte.

Abgesehen von der nationalen Bedeutung, welche die Verstaatlichung des Bergbaues hat, kann ihr auch die rein soziale Wichtigkeit nicht abgesprochen werden. Würde doch das „unpersönliche“, herzlose Kapital alsdann nicht mehr in der Lage sein, die Arbeiter auszubeuten. Der Staat würde eben durch seine ununterbrochene Fürsorge für die Arbeiter jedweden Ausbruch eines Arbeitsausstandes einfach unmöglich machen. Da ist es denn wirklich als ein rechtes Verdienst zu rühmen, daß sich ein mit den einschlägigen Verhältnissen völlig vertrauter und echt menschenfreundlich gesinnter Mann durch die Widerlegung aller jener Irrthümer erworben hat. In einer soeben erschienenen Schrift „Sollen wir den Bergbau verstaatlichen?“ (Breslau, Verlag von W. Köhner) hat Herr Gothein die Gefahren erörtert, welche die Durchführung solch eines ungeheuerlichen Vorhabens in wirthschaftlicher wie in politischer Hinsicht nach sich ziehen würde. Zuvörderst wird die Unhaltbarkeit der von Packisch aufgestellten Rechnung nachgewiesen; denn der Kaufschilling von 1125 Millionen Mark ist nach gewissen amtlichen Anhaltspunkten ein viel zu geringer. Würde indessen dennoch eine Regierung sich an die Ausführung dieses Wagnisses heranmachen, so wäre die unausbleibliche Folge eine weitere Herabsetzung des Zinsfußes; denn die freigewordenen Kapitalien, welche bisher im Bergbau angelegt waren, würden sich aller Wahrscheinlichkeit nach dem Ankaufe von Staatsrenten zuwenden und deren weitere Kurssteigerung veranlassen. Solch ein weiteres Sinken des Zinsfußes schließt jedoch eine große wirthschaftliche Gefahr für sehr viele Theile unserer Bevölkerung ein.

Nicht minder groß ist die sozialpolitische Gefahr, welche in der Verstaatlichung des Bergbaues steckt, indem dadurch mindestens 300,000 Bergarbeiter in eine direkte Abhängigkeit von der Regierungsgewalt gerathen. Die Freunde dieser Verstaatlichungsidee machen für ihre Ansicht geltend, daß das Kapital keine politische Machtrolle spielen solle, und daß die politische Abhängigkeit der Arbeiter vom Kapital eine nationale Gefahr sei. Aber hört dieser Zustand dadurch auf, daß an die Stelle der Abhängigkeit von Privaten die vom Staate tritt? Keine Macht, weder die staatliche noch die private, soll den Arbeiter in der Ausübung seiner staatsbürgerlichen Rechte verkürzen dürfen. „Aber“, so argumentirt Herr Gothein zutreffend, „gegen die Gefahr eines politischen Mißbrauches des privaten Arbeitsverhältnisses läßt sich allenfalls durch Gesetze und namentlich durch die Wucht der öffentlichen Meinung ankämpfen, gegen die Gefahr der Abhängigkeit von der jeweiligen Regierung ist dies schon schwerer möglich.“

Auch den anderen Grund, welchen die Anhänger der Verstaatlichung des Bergbaues anführen, daß nämlich dieser Bergbau von Haus aus Staatsregal gewesen und den Bergbautreibenden nur unter gewissen Bedingungen überlassen worden sei, zeigt der Verfasser der genannten Schrift als einen hinfälligen auf. Das Umgekehrte sei vielmehr richtig: „Das Bergwerkseigenthum hat seinen Ursprung nicht im Regal, sondern in der Bergbaufreiheit.“

Was jedoch die angebliche Herzlosigkeit des unpersönlichen Kapitals anlangt, so hat Herr Gothein einen sehr unständlichen und sorgfältigen Widerlegungsbeweis jener Behauptung geführt. Abgesehen davon, daß jedes Kapital, wie schon Karl Marx unerschütterlich nachgewiesen, an und für sich unpersönlich ist, so ist die Angabe, daß der allergrößte Theil des Bergbaues sich in den Händen dieses sogenannten unpersönlichen Kapitals befinde, durchaus unrichtig. Vielmehr wird der Bergbau von Gewerkschaften oder von Einzelbesitzern betrieben, während zweifellos die Eisenindustrie und die chemische Großindustrie in ungleich größerem Maße sich im Besitze jenes unpersönlichen Aktienkapitals befinden. Gleichwohl haben selbst die enragirtesten Freunde des Verstaatlichungsgedankens noch niemals die Forderung erhoben, diese letztgenannten Betriebe auf den Staat übergehen zu lassen. Aber dieses „herzlose, weil unpersönliche Kapital“ hat selbst unter den schwierigsten Betriebsverhältnissen Wohlfahrtseinrichtungen für die Bergarbeiter getroffen, die in jeder Beziehung mustergiltig sind, und die sich in auch nur ähnlicher Organisation bei keinen anderen industriellen Unternehmungen vorfinden. Es ist sogar nicht einmal zu viel behauptet, wenn man sagt, daß die großen Gesellschaften meistentheils für ihre Arbeiter besser zu sorgen pflegen als die Einzelbesitzer. Also aus dem Mangel an Fürsorge für die Bergarbeiter auf den bisherigen privaten Betrieben — mögen dieselben auf Kosten Einzelner oder durch Aktiengesellschaften erfolgen — kann die Nothwendigkeit einer Verstaatlichung nicht hergeleitet werden. Auch auf den Staatsbergwerken in Saarbrücken haben Arbeiterausstände aus den nämlichen Ursachen und in demselben Umfange stattgefunden wie auf den privaten, und hinsichtlich der Wohlfahrtseinrichtungen stehen die Staatsgruben keineswegs den privaten voran. Also kann doch unmöglich in dem Staatsbetrieb an sich der Grund zur Verhütung von umfangreichen Arbeitseinstellungen enthalten sein. Es bliebe nur noch ein einziger Grund für die Verstaatlichung des Bergbaubetriebes übrig, nämlich der, die Stellung des Bergmannes zu verbessern. Aber auch dieser Grund ist nicht stichhaltig. Denn einmal zeugt der Vorgang der Eisenbahnverstaatlichung durchaus nicht dafür, daß der Staats-Unternehmer sich seinen Beamten und namentlich den Arbeitern gegenüber wohlwollender erweisen als der Privat-Unternehmer, und sodann wäre es ja die offenbarste Ungerechtigkeit gegen alle anderen Arbeiter, wollte der Staat um einer besonderen Arbeitergruppe willen einen Privatbetrieb auf seine Kosten übernehmen. Hätten nicht alle Arbeiter, die eine bessere Stellung erstreben, plötzlich ein Recht an den Staat, daß er den Betrieb, in welchem sie bisher thätig gewesen, nunmehr gleichfalls auf eigene Rechnung, wie den Bergbau, fortführe? Wo wäre aber dann das Ende abzusehen? Einmal auf dieser schiefen Verstaatlichungsebene angelangt, giebt es kein Halt mehr als beim Endziel, nämlich beim sozialistischen Staat.

Alle wirthschaftlichen Gründe, welche für die Verstaatlichung des Bergbaues angeführt werden, sind somit hinfällig. Wer indessen dennoch für die Verwirklichung dieses Planes eintritt, der soll sich wenigstens darüber klar sein, daß er damit nur den Zielen der Sozialdemokratie, nämlich der Zerstörung unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Ordnung, Vorschub leistet, um alsdann an die Stelle unseres auf der Einzelpersönlichkeit sich aufbauenden Staates das sozialistische, auf der Kollektivpersönlichkeit beruhende Gemeinwesen zu setzen. Ueber dieses Entweder-Oder muß man sich nachgerade bei allen den sozialreformerischen Vorschlägen klar werden. Die Gestalt der Dinge ist allmälig zu ernsthaft geworden, als daß es gestattet sein könnte, noch länger mit diesem sozialistischen Feuerzeug, ähnlich wie Mephisto mit der Flamme in Auerbachs Keller, zu spielen.

* **Aus dem Abgeordnetenhause.** Den Hauptantheil an den gestrigen Verhandlungen nahm die Berathung über die Neuabgrenzungen in den Ressorts der Ministerien der öffentlichen Arbeiten und des Handels ein, welchem letzteren bekanntlich die Verwaltung des Bergwerks-, Hütten- und Salinenwesens wieder einverleibt werden soll. Streng genommen kann es freilich nicht zu einer eigentlichen Verhandlung über diesen hochwichtigen Gegenstand, sondern nur zu einem Monolog des Abgeordneten Richter, und zwar einem ganz ausgezeichneten. Wenn irgend ein Umstand für unsere preußischen Regierungsverhält-

---

Leidenschaften.*)

Roman
von
Albert Delpit.

[25. Fortsetzung.]

XIII.

„So kurz der Tag auch sein möge, für das Unglück ist stets Zeit darin.“

Das Sprichwort hat mit dieser Behauptung Recht; Edmund hatte Geneviève kaum verlassen, als Vetter Renaudet von seinem Spaziergange zurückkehrte.

„Sie kommen vom Maierhofe des armen Chastenet, nicht wahr?“ forschte Geneviève.

„Ja, Alles ist abgebrannt, nur schwankende, halbverkalkte Mauern sind übrig geblieben. Die armen Leute weinen heiße Thränen; es thut weh, sie anzusehen. Ich habe ihnen ein paar Louisd'or gegeben, wie Du es mir aufgetragen, aber das wird sie vor dem Elend nicht retten. Mein Gott, die Bauern sind fürchterlich; eigensinnig wie die Mauleseln, weigern sie sich, zu assekuriren, unter dem Vorwande, daß es verlorenes Geld wäre, und wenn das Unglück eintritt —“

„Die Leute sollen nichts verlieren; ich bin glücklich, sehr glücklich, und ich will, daß alle Welt meine Freude theile. Man wird ihnen ihren Maierhof wieder aufbauen, frische Bäume einsetzen, eine neue Heerde anschaffen, und bis sie wieder arbeiten können, übernehme ich die Sorge für ihr tägliches Dasein.“

Sie sprach mit solcher beseligter Wonne, daß der gute Vetter sie überrascht anblickte.

„Mein Gott, was hat sich denn zugetragen?“

„Das ist sehr einfach: ich heirathe!“

„Du? — Ist das schon bestimmt?“

„Ja.“

„Seit wann?“

„Seit einer Stunde.“

„Edmund hat also nicht die Geduld gehabt, La Fauries Rückkehr abzuwarten?“

Sie lachte. „Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß nichts mit Vorbedacht geschehen ist; es ging Alles sehr natürlich.“

Renaudet schüttelte seufzend den Kopf, meinte aber doch, das hätte so kommen müssen, er habe es längst gesehen. Mit vielsagender Geberde fügte er dann hinzu:

„Also wieder einmal ein Mädchen ins Netz gelaufen!“

Seiner Gewohnheit gemäß ging er mit großen Schritten vor Geneviève auf und nieder und rief plötzlich lebhaft:

„Wie zerstreut ich doch bin! Ich habe einen Brief des Onkels für Dich in der Tasche; ja, ich bin am Fuße des Berges dem Briefboten begegnet, welcher mir das Schriftstück übergab.“

Er nahm ein Packet aus der Tasche seines braunen Ueberziehers, und nachdem er mehrere Zeitungen auf den Tisch gelegt, reichte er Geneviève einen Briefumschlag; sie löste das Siegel einigermaßen zerstreut — schweiften ja doch ihre Gedanken weit ab von der Gegenwart. Kaum aber hatte sie einen flüchtigen Blick auf den Brief ihres Oheims geworfen, als sie auch schon einen Schrei ausstieß.

„Was ist Dir denn?“ forschte der Vetter überrascht.

„Der gute Onkel ist in Rimes.“

„Was Du nicht sagst!“

„Sein Brief klingt sogar recht seltsam; er behauptet, gezwungen zu sein, vierundzwanzig Stunden dort zu bleiben, und gibt keinerlei Erklärung ab für diesen ungewohnten Schritt; ich soll mich morgen zu ihm begeben, und an Sie richtete er die Bitte, mich begleiten zu wollen.“

„Welcher Einfall!“

„Begreifen Sie diese Laune?“

„Ganz und gar nicht; aber der Onkel ist zuweilen etwas eigenthümlich.“

„Es stört Sie doch nicht, mich morgen nach Rimes zu begleiten?“

„Nichts weniger als das; es ist eine Spazierfahrt wie jede andere.“

„Viel weniger angenehm als jede andere, wenn Edmund heute Abends kommt, so werde ich ihn bitten, uns zu begleiten. Die Fahrt wird dann doch erträglicher!“

Renaudet lächelte mit einem Anfluge von Bosheit. „Für Dich vielleicht, die Du verliebt bist — aber für mich!“

„Sie mögen zum Waggonfenster hinaussehen, wenn Sie sich langweilen!“

Obschon Rimes nicht sehr weit von Vallerangue gelegen ist, bedarf man doch vier Stunden, um die Stadt zu erreichen; die Eisenbahn fährt zwölf Kilometer abseits von Madeleine durch die Station Pont-Hérault, der bergansteigende, nicht ganz gefahrlose Weg schlängelt sich zwischen einer violett schimmernden Hügelkette dahin und durchkreuzt einen holperigen, unfruchtbaren Landstrich; der Eisenbahnzug fährt nicht rascher als ein Postwagen und bleibt in jeder Station endlos lange stehen, so zwar, daß die nachlässigsten Reisenden immer noch zurecht kommen. Die Waggons der ersten Klasse, welche selten benützt werden und deren Fenster man daher niemals öffnet, erinnern mit ihren von der Sonne durchglühten harten Kissen an die Marterwerkzeuge des Mittelalters, welche der modernen Industrie angepaßt wurden; der „Pensionär“ schimpfte nach Herzenslust, Edmund und Geneviève jedoch lachten aus vollem Halse, und es wäre ihnen auch nimmer eingefallen, sich zu beklagen, da sie ja doch vereint waren; Verliebte kümmern sich so wenig um die Unbequemlichkeiten des Lebens. Nach Ablauf einer Stunde schlief Renaudet friedlich, und die jungen Leute saßen eng aneinander geschmiegt, wähnend im so- und sovielten Himmel zu schwelgen, nicht aber sich in einem Eisenbahnwagen der Lyoner Gesellschaft zu befinden. Rimes war erreicht, während sie glaubten, kaum eine halbe Stunde gefahren zu sein; Herr La Faurie ging in fröhlichster Stimmung, wenn auch etwas

*) Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis zum 1. März d. J. veröffentlichte Theil des Romans „Leidenschaften“ von Albert Delpit gegen Einsendung der Abonnements-Quittung gratis und franko nachgeliefert.

Hierzu für die auswärtigen Abonnenten „Deutsche Lesehalle“ Nr. 10.